Zeitschrift: Berner Geographische Mitteilungen

Herausgeber: Geographisches Institut Universität Bern, Geographische Gesellschaft Bern

Band: - (1988)

Artikel: Nordjemen : vom Königreich Saba zum Erdölstaat

Autor: Brunner, U. / Schüpbach, Evi

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-321726

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nordjemen: Vom Königreich Saba zum Erdölstaat

Dr. U. Brunner, Bassersdorf, 22.11.1988

Der Süden der arabischen Halbinsel umfasst die heutige Arabische Republik Jemen und die Demokratische Volksrepublik Jemen. Das Gebiet liegt am Grabenbruch des Roten Meeres. Aus einer breiten Küstenregion steigt das jemenitische Randgebirge empor. Hier schliesst sich gegen Osten die grosse innerarabische Wüste an, eines der letzten Gebiete auf Erden, die nach dem zweiten Weltkrieg noch zu Fuss erforscht wurden. Das Landschaftsbild der Volksrepublik Jemen ist durch die Wüste und Hochländer geprägt, die Vegetation basiert auf den Zenitalregen, die mehr oder weniger regelmässig jeden Sommer dort niedergehen.

Das Königreich Saba - Märchenland aus 1001 Nacht

In der Antike stellte die Weihrauchstrasse die Verbindung zwischen den Anbaugebieten des Weihrauchs, der Myrrhe, im heutigen Oman und dem Römischen Reich dar. Entlang dieser Weihrauchstrasse breiteten sich in vorchristlicher und christlicher Zeit vier konkurrenzierende Königreiche in Südarabien aus, das Königreich Saba war eines davon. Die Sabäer legten unmittelbar vor Marib, ihrer Hauptstadt, ein fein differenziertes Bewässerungssystem an. Teile der auf Fels errichteten Bauten, die mit einem festen Erddamm verbunden waren, sind heute noch zu erkennen.
Das hydrologische Einzugsgebiet der Sabäer umfasste etwa die Hälfte der Schweiz. Zweimal pro Jahr, im Frühling und im Sommer, wies der Fluss die Grösse des Rheins bei Basel auf. Diese tausend Kubikmeter Wasser pro Sekunde bildeten die kulturelle Grundlage der Sabäer. Die Wassermassen wurden durch den Damm gestaut. Eine Überlaufmauer regelte die Wassermenge und leitete das Bewässerungswasser sicher in den Primärkanal hinein, von wo Nebenkanäle bis zu zehn Kilometer von Marib wegführten. Heute liegen dort, als Ergebnis jahrtausend alter Bewässerung, die Bewässerungssedimente. Da sie mit grosser Sicherheit von Staudammsedimenten unterschieden werden können, ist es möglich, die Ausdehnung der Oasen zu rekonstruieren. Wahrscheinlich wurde insgesamt eine Fläche gegen 10000 Hektaren bewässert, was für 30000 bis 50000 Leute eine sichere Lebensbasis darstellte. Diese Fläche deckt sich auch etwa mit der Fläche der antiken Stadt: Marib war bedeutend und zudem die grösste Stadt in Südarabien.
Aus Luftbildern kartierte der Referent die antike Kulturlandschaft und zog Schlüsse auf die Wirtschafts- und Anbauweise der Sabäer. Mit dieser Kartierungsmethodik konnten 2000 Jahre alte Standorte von Palmen gefunden werden, die in äusserst regelmässigen Reihen angeordnet sind. Bei der Pflanzung der Palmen wurden offenbar Ränder stehen gelassen, damit das Wasser nicht von der Pflanze wegfliesst, sondern um den Stamm herum liegen bleibt. Da nun das Niveau der Ränder mit der Bewässerung wächst, bildeten sich mit der Zeit Verhärtungen. Beim Absterben des Baumes oder nach der Aufgabe der Oase trug der Wind das feine Silt- und Tonmaterial weg. Die auf solche Weise blossgelegten Erdringe sind als Strukturen im Erdboden heute auf Luftbildern zu erkennen, ihre Erklärung wird durch die Untersuchungen des Gehaltes an organischem Material im Boden bestätigt. Die Wassermenge von 200 Millionen Kubikmeter pro Jahr mit einer Sedimentlast von etwa einem Prozent lagerte einen Zentimeter Sedimente pro Jahr ab. Der Wert ist durch C14-Datierungen gesichert. Es kann also davon ausgegangen werden, dass die Oase jedes Jahr kontinuierlich um einen Zentimeter anstieg, was eine hervorragende Möglichkeit zur Datierung verschiedener Objekte liefert. Die ältesten Zeugen, die bis anhin in Marib gefunden wurden, konnten auf das siebte Jahrhundert nach Christus datiert werden, sie waren jedoch unsicher. Mit diesen Sedimenten kann nun sehr schön gezeigt werden, dass der Beginn einer Hochkultur bereits ins zehnte Jahrhundert vor Christus zu setzen ist. Damit ist ein erster archäologischer Beweis möglich für die Verse 1, 2 und 10 aus dem zehnten Kapitel der Bibel. Danach hatte die Königin von Saba im zehnten Jahrhundert vor Christus vom Ruhme Salomos gehört. Sie kam mit sehr grossem Gefolge, Gold und Spezereien nach Jerusalem, um Salomo mit Rätseln zu erproben. Eine Eingrenzug des Zeitpunktes der Aufgabe der Oase, mit Hilfe der Sedimente auf das siebte Jahrhundert nach Christus datiert, konnte mit dem Koran vorgenommen werden. Innert zehn Jahren ist diese antike Kulturlandschaft verschwunden. Was ist inzwischen geschehen?

Der Jemen im Spannungsfeld zwischen Antike und der Einbindung in die moderne Weltwirtschaft

Die Revolution von 1962 stellt wohl den entscheidenden Wendepunkt dar; damals wurde die islamische Tradition gebrochen, und es entstand eine Republik. Der Nachbar Saudiarabien hat die anschliessende Entwicklung des Staates massgeblich geprägt. Da die Jemeniten freien Zugang zum saudiarabischen Arbeitsmarkt haben, verdienten rund 400000 Jemeniten, Männer zwischen 18 und 40 Jahren, am saudiarabischen Erdölgeschäft mit. Im Jahre 1976 wurden Überweisungen von rund einer Milliarde Dollar, das ist mehr als das damalige Bruttosozialprodukt, getätigt. Dieses Geld floss nach Hause in die Dörfer. Die Leute hatten «cash» und konnten alles kaufen, was das Herz begehrte. Die erhöhte Nachfrage nach Gütern wurde durch erhöhte Importe gedeckt. Um diese Importe zu drosseln, führte die Regierung in der Folge verschiedene Massnahmen ein. So stellte sie Investitionsprojekte zurück, erliess Importlizenzen, damit nicht mehr jeder importieren konnte, stellte Importverbote für agrarische Produkte auf und wertete die Währung auf die Hälfte ab. Dadurch verteuerten sich die Importe, und eine Inflation setzte ein. Zur gleichen Zeit gingen die Transferzahlungen aus Saudiarabien massiv zurück, weil die Jemeniten immer häufiger ersetzt wurden durch noch billigere Arbeitskräfte aus Südostasien, und Saudiarabien zudem die Erdölproduktion drosselte. Der Bevölkerung im Jemen ging es schlecht.
Im Juli 1974 wurde östlich von Marib, einer heiklen Region mit offenen Grenzen zu Saudiarabien, in 1750 m Tiefe sehr gutes Erdöl mit wenig Schwefelgehalt entdeckt. Schon eineinhalb Jahre später war eine Spaltanlage errichtet, wo 10000 Barrel Rohöl pro Tag verarbeitet und

ein Drittel des Eigenverbrauchs selber gedeckt werden konnten. 1987 floss das erste Rohöl durch die neu erstellte Pipeline, und im Dezember des gleichen Jahres verliess die erste Schiffsladung den Hafen am Roten Meer. Im Jemen hatte unterdessen die Euphorie begonnen, man verglich sich mit Kuwait, Abu Dhabi und Dubai. Nur: Kuwait und Saudiarabien sind eben bevölkerungsarme Länder. In Jemen aber wollen rund zehn Millionen Einwohner am Erdölgeschäft teilhaben. Berechnungen zeigen, dass der Jemen während zehn Jahren pro Jahr rund 500 Millionen Dollars am Erdöl verdienen kann. Dies ist aber bloss etwas mehr als ein Drittel der Überweisungen der Gastarbeiter aus Saudiarabien. Während diese Transferzahlungen in die privaten Haushalte fliessen, verdient am Erdöl vor allem der Staat.

Wohin geht der Jemen heute?

Neben der Revolution, den Gastarbeiterüberweisungen und dem Erdöl nannte der Referent einen vierten Faktor, der das Schicksal Jemens heute beeinflusst. Es sind die grossen Entwicklungsprojekte, die mit ihrem Run auf den Strassenbau nicht nur verändernd in die Landschaft, sondern auch in die lokalen Stammesstrukturen eingreifen. Mit dem Bau der Strassen kommt der Tourismus, der zu enormen Kontrasten zwischen der isalmischen Bevölkerung und den Reisenden führt. Weiter führen Infrastrukturprojekte wie der Bau von Spitälern und damit die bessere medizinische Versorgung zu einem grossen Bevölkerungswachstum. Der Staat schliesslich dringt mit der Errichtung von Schulen und, nachdem die Stromversorgung rasch voranschreitet, über Fernsehen und Radio in die kleinsten Winkel des Landes vor. Die jemenitische Bevölkerung versorgt sich heute praktisch nicht mehr selber, alles wird eingekauft. Sogar Land in Marib wird angeboten zum Kauf. Ansätze in Richtung auf die Besinnung auf ursprüngliche Werte wie Landwirtschaft, Nutzung einheimischer Arbeitskräfte und umsichtige Behandlung von Wasser sind vorhanden. Ein demokratischer Prozess zwischen Regierung und Staat hat begonnen, wobei die Regierung die ländliche Bevölkerung hinter sich stehen hat. Denn diese kann nun wieder ein Einkommen finden in der Landwirtschaft. Optimistisch schloss der Referent mit der Bemerkung, man werde wohl, wie einst die Römer, auch in zwanzig Jahren noch sagen können, der Jemen sei Arabia Felix. *Evi Schüpbach*

Indianerschicksale am oberen Amazonas

Frau Dr. A. Seiler-Baldinger, Völkerkundemuseum Basel, 6.12.1988

Im Einzugsgebiet des Amazonas, dem grössten zusammenhängenden Regenwaldgebiet der Erde, heute noch fünf Millionen Quadratkilometer gross, stossen die drei Länder Brasilien, Kolumbien und Peru aufeinander. Nach wie vor stellt der Fluss die Hauptverkehrsader dar. Rund 2700 Kilometer Luftlinie von der Mündung entfernt, ist der Amazonas dort schon acht Kilometer breit und mit seegängigen Schiffen befahrbar.

Zwei Landschaftstypen können unterschieden werden: Die Uferlandschaft, regelmässig überschwemmt und fruchtbar, und das Hinterland. Damals wie heute leben dort die Yagua. In verschiedenen Sprach- und Stammesgruppen siedeln sie zum Teil sehr weit auseinander. Ihre Umgangssprache ist zum einen ein Spanisch, gemischt mit dem Kechua, der Sprache der Inkas. Es wurde im 16. Jahrhundert durch die Missionare ins Tiefland eingeführt. Zum andern sprechen die Yagua das Tupi, eine Mischung zwischen der Indianersprache und Portugiesisch und gleichzeitig eine der grossen Sprachfamilien Südamerikas.

Die Lebensweise der Indianer

Die Yagua lebten nie am Hauptfluss, sondern immer im Hinterland. Das hat sich heute geändert: Vielleicht noch 5% dieser 3000 Leute, oder sogar noch weniger, leben heute im Hinterland. Der Rest ist an den Hauptfluss oder an die Zuflüsse des Amazonas gezogen.
Die typische traditionelle Siedlungsweise der Leute besteht aus einem Grossfamilienhaus. Ein Eingang führt zur Pflanzung (Fraueneingang), der andere zum Jagdpfad der Männer. Ein solches Haus wird in der Regel von einem Segment, d.h. von einem Teil einer Familiengruppe bewohnt, welche sich von einem gemeinsamen mythischen Vorfahren herleitet und seinen Namen trägt. Der Name bezeichnet jeweils eine Pflanze oder ein Tier, beide sind nicht mit einem Tabu belegt und dürfen also gegessen werden. Die Lebensgemeinschaft der Yagua besteht meistens aus einem Familienoberhaupt und seinen jüngeren Brüdern, deren Frauen, Kindern und angeheirateten Verwandten (30 bis höchstens 60 Personen).
Es ist unsicher, ob in der Region ein solches Grossfamilienhaus noch existiert. Denn heute leben die Yagua in einem Dorf mit mehreren Häusern. Eine Kernfamilie (4–5 Personen) hat etwa 2–4 ha Land zur Verfügung. Meistens wird die Nahrungsversorgung durch mehrere Pflanzungen gleichzeitig garantiert. Produziert wird für die eigene Einheit. Kommen zusätzliche Individuen dazu, die miternährt werden müssen, bringt das Probleme mit sich.
Die Rodung der Felder findet in der Trockenzeit statt und ist Männersache. Die Frauen helfen höchstens beim Abbrennen mit. Nachdem die Böden erschöpft sind, werden die Pflanzungen verlegt (ca. alle 4–5 Jahre), und zwar immer weiter vom Haus weg, bis schliesslich auch das Haus verlegt werden muss (ca. alle 10 Jahre). Der Anbau erfolgt in Mischkultur; die Anbaupalette ist vielschichtig und ahmt das Milieu des tropischen Regenwaldes im Kleinen nach. Angebaut werden viele Sorten Bananen (Kochbananen), Maniok, verschiedene Palmenarten, Mais, Zuckerrohr, Ananas, Papaya, Yams, Süsskartoffeln, Medizinal- und Färbe- sowie Giftpflanzen (Fischgifte). Gedüngt wird bestenfalls mit der Asche, die bei den Pflanzen angehäuft wird.
Die Pflege der Pflanzungen ist mit wenigen Ausnahmen (z.B. Tabak) Frauensache. Ebenso obliegt die Bierherstellung den Frauen. Da es kein Fest ohne Jagdbeute und ohne Maniok-Bier gibt, stellt die Bierherstellung das Gegenstück zur männlichen Jagd dar. Die Männer gehen jeden zweiten Tag auf die Jagd; es werden vor allem Baumbewohner (Affen) gejagt. Das Jagdinstrument (Blasrohr) hat eine Reichweite von ca. 50 m und wäre ohne Gift nicht brauchbar.